



Horst Schreiber

Endzeit

Krieg und Alltag
in Tirol 1945



Michael Wagner
Verlag

erinnern.at

Das Judenschlagen in Osteuropa löste eine dramatische Fluchtwelle nach Deutschland, Italien und Österreich aus. Zurückhaltend geschätzt, verließen mindestens 300.000 Menschen Polen, Ungarn, Rumänien und die Tschechoslowakei.⁴⁰³ Groteskerweise waren sie nun in den Täterländern Österreich, Deutschland und Italien sicherer als in ihrer Heimat. Kaum jemand von ihnen wollte in Europa bleiben. Ziel waren die USA, Großbritannien und Staaten des Empires. Die große Mehrheit aber zog es nach Palästina, wo die Gründung eines Judenstaats geplant war, dort würden sie endlich vor Verfolgung sicher sein. Bis Ende 1949 dürften rund 52.000 jüdische Flüchtlinge, die im Wiesenhof und Gnadenwalderhof untergekommen waren, Italien erreicht haben, um von dort aus ein besseres Leben in einer neuen Heimat zu suchen.⁴⁰⁴

Eine fürchterliche Bande seien sie, ein regelrechter Sauhaufen, die polnischen Juden, die in Gnadenwald bei Hall untergebracht waren. Alles würden sie verschmutzen und noch dazu Schwarzhandel treiben: »Diese Herrschaften wird Tirol kaum mehr los, denn ihr Vaterland wollen sie, wegen der dortigen Judenverfolgung, sicherlich nicht mehr.«⁴⁰⁵ So wie Anna Mutschlechner dachten viele Tirolerinnen und Tiroler. Körperliche Gewalt gegen Juden lehnte sie ab, sie zitierte den Pfarrer von Schönberg, der während der Nazizeit gepredigt habe: »Man soll die Juden nicht unterstützen, ihnen aber keinen Schaden antun, denn wer Böses tut, auf den fällt es zurück.«⁴⁰⁶

Politik, Behörden und große Teile der Bevölkerung sahen in den jüdischen Displaced Persons eine unerträgliche Belastung, ein einstimmig angenommener Dringlichkeitsantrag der ÖVP forderte schließlich die Abschiebung aller ausländischen Flüchtlinge, die keiner Erwerbsarbeit nachgingen.⁴⁰⁷ Für den Bürgermeister von Gnadenwald war das Lager Gnadenwalderhof sogar eine Landplage, die »ausländischen Gäste« wären anmaßend, frech, hygienisch verkommen und moralisch untragbar.⁴⁰⁸ Was Amtsträger wie Einheimische am meisten aufregte, waren die Privilegien der jüdischen Flüchtlinge. Sie erhielten eine höhere Zuteilung an Kalorien, wie Schwerarbeiter, obwohl sie nicht arbeiteten und sich nicht am Wiederaufbau Tirols beteiligten. Ihr Zubrot würden sie durch Schleichhandel verdienen, ihre Notdurft in den Wiesen verrichten, im Lager nackt herumlaufen und am helllichten Tag nahe des Weges zum Gnadenwalderhof den Geschlechtsakt ausüben. Dass man bei rigorosem Vorgehen gegen den Schleichhandel ganz Tirol einsperren müsste, wie die Landhauskorrespondenz feststellte, wollte der Bürgermeister nicht bedenken. Er fand es am besten, die jüdischen Displaced Persons »in einem umfriedeten aufgelassenen Militärlager« unterzubringen.⁴⁰⁹ Von

ihren »Ausland-Glaubensgenossen« würden die Juden waggonweise gratis Zucker bekommen und den Schwarzmarkt bedienen, meinte Mutschlechner, die nicht anders argumentierte als die Tiroler Landesregierung,⁴¹⁰ und überhaupt: »Die Juden kaufen in Wien ein Haus nach dem anderen. Die schönsten Häuser sind jüdischer Besitz.«⁴¹¹

Der Gnadenwalderhof war in einem baufälligen Zustand, alle sanitären Anlagen waren desolat, Heizen und Kochen nur notdürftig möglich. Wo früher sechzig Menschen lebten, mussten nun ein paar hundert ihr Auslangen finden.⁴¹² Viele dieser Menschen waren traumatisiert, ihr Körper ruiniert, geplagt von Dauerschmerzen nach Verletzung und Krankheit, gefangen in quälenden Erinnerungen, erschüttert vom Verlust ihrer Lieben, von der Ausrottung weit verzweigter Familien. Viele Kinder im Lager hatten ihre Eltern verloren, waren aufgewachsen im Überlebensmodus, hatten um jedes Stückchen Brot kämpfen müssen. Die Normen der Zivilgesellschaft waren in den Konzentrationslagern bedeutungslos geworden, wer sich an sie hielt, lief Gefahr, in der Gefangenschaft zu sterben. Was sollte Stehlen sein? Die Grundregel im Lager war, etwas zu organisieren; wie wollte man sonst dem Tod entkommen? So manchen jüdischen Überlebenden mangelte es an Empathie, weil sich die Gesetze des Lagers tief in sie eingeschliffen hatten, den Einheimischen mangelte es aus anderen Gründen an Mitgefühl: weil sie sich für das Leid nicht verantwortlich glaubten und sich selbst als Opfer ansahen. Krieg und Besatzung hatten das Land schwer getroffen, Unzählige ihr Heim verloren; abertausende Tote waren zu beklagen, die Sieger gaben nun den Ton an. Die Tirolerinnen und Tiroler hatten gelitten, die Ursachen dafür interessierten nicht, für Mitleid mit anderen blieb wenig Platz. Die Juden waren eine Bedrohung, wenn sie sich rächen wollten. Die Angst vor Vergeltung stellte sich jedoch als unbegründet heraus. So konnte Furcht schnell der Abscheu weichen, den uralten und von den Nazis grundlegend erneuerten sozialen und rassistischen Vorurteilen. Und schon konnte man es sich erlauben, über die dreckigen Ausländer zu schimpfen, ihre Privilegien und kriminellen Machenschaften anzuprangern. Dies entlastete und tat wohl, schließlich erinnerte die bloße Anwesenheit von Juden und Jüdinnen an die nationalsozialistische Vergangenheit, die Verbrechen und das eigene Verhalten, an Schuld und Verantwortung, die man abwehren und leugnen wollte. Die Gegenwart der Überlebenden erschwerte es, zwei Mythen aufrechtzuerhalten: vom unsichtbaren Lager und der eigenen Opferrolle. Über die Lager habe man nichts gewusst, die Nationalsozialisten hätten ihre Verbrechen hinter dem Rücken der Bevölkerung begangen, und gelitten in Zei-

ten des Krieges und der Nazi-Herrschaft hätten beide gleichermaßen, die jüdische Bevölkerung wie die Tiroler.

Frieda Pohl aus Fließ kannte das Schicksal der Jüdinnen und Juden, weil ihre Familie häufig Feindsender hörte, Engelbert Raggl aus Roppen hatte bereits die Morde in Innsbruck mitbekommen und wohl verstanden, was sie bedeuteten. Beide waren damals noch Jugendliche.⁴¹³ In der Zeitung, im Radio und in Ansprachen führender Nationalsozialisten in Berlin, München und Innsbruck kam immer wieder zur Sprache, dass Jüdinnen und Juden umzubringen, zu vernichten und auszurotten waren. Seit dem Winter 1941/42 berichteten Soldaten in Feldpostbriefen und auf Heimaturlaub, was sich hinter der Ostfront abspielte, die einen mit Stolz, die anderen mit Abscheu. Über die Vernichtungslager herrschte offizielles Stillschweigen, die Details waren ein Geheimnis. Doch in den Umrisen war der Mord an der jüdischen Bevölkerung vielen bekannt. Hedwig Platzgummer aus Innsbruck besuchte 1943 ihren Mann, er war in Warschau stationiert. Dort hatte sie, wie sie sich erinnert, ein furchtbares Erlebnis. Auf der Straße sah sie einen Zug des Elends, ausgemergelte Menschen am Ende ihrer Kräfte: »Ein alter Mann ist zusammengebrochen. Da schlug von der Begleitmannschaft, die dieselbe Uniform trugen wie mein Mann, mit dem Gewehrkolben auf den Armen ein.



Der Wehrmachtangehörige Walter Fischer aus Innsbruck fotografierte im Mai 1942 den Eingang zum Warschauer Ghetto. (Foto: Stadtarchiv Innsbruck)

Ich fing an zu schreien, ich konnte es nicht mitansehen. Mein Mann schob mich sofort in eine Haustüre und wollte mich beruhigen. Ich war ganz aufgewühlt.« Erst als er ihr beschied, ruhig zu sein, um einander nicht in Gefahr zu bringen, sah Hedwig Platzgummer ihrer beider »Ohnmacht ein. Man konnte nichts ändern. Dieses Erlebnis hat mich noch lange verfolgt. Ich dachte, daß der Hass auf die Deutschen in Uniform sehr groß war.« Sie bedauerte zwar die Juden, ihr Gewissen ließ ihr keine Ruhe. Doch noch mehr bewegte Hedwig Platzgummer die Angst vor der Rache der Verfolgten. Von diesem Tag an betete sie ohne Unterlass, dass die Vergeltung nicht ihren Mann traf.⁴¹⁴

Karl Raggl, der spätere Kommandant der Bezirksgendarmerie Imst, war mit seiner Einheit auf dem Rückzug in der Südukraine, als er ein Schlüssel-erlebnis hatte: »Auf der Brücke werkten mit Pickel und Schaufel schlecht gekleidete und furchtbar abgemagerte Gestalten. Ich war irritiert und schockiert zugleich. So ein Elend hatte ich vorher noch nie gesehen. Ich konnte mir zunächst auch keinen Reim darauf machen. Erst allmählich sickerte durch, dass es sich bei den armen Kreaturen vorwiegend um Juden handelte. Sie unterstanden der Organisation Todt, waren in einem Barackenlager im Tal untergebracht und wurden unter schwierigsten Bedingungen zur Schwerstarbeit herangezogen. Da wir unweit davon unsere Stellung bezogen, bekamen wir zum Ausbau solche Menschen zugeteilt. Sie wurden wie ein Werkzeug an uns verliehen. Jeden Tag wurden sie in der Früh von Soldaten vom Tal heraufgeholt und abends wieder zurückgebracht. Die Soldaten erzählten vom großen Elend in diesem Barackenlager. Die Vorgesetzten belehrten uns eindringlichst, mit den Juden keinen engeren Kontakt aufzunehmen, keine Privatgespräche zu führen, sondern nur Anweisungen zu geben und sie zur Arbeit anzutreiben. Natürlich durften wir ihnen auch nichts zum Essen geben. Auch bei meinem Geschütz arbeiteten einige solch abgemagerte und schwache Gestalten. Eine furchtbare Situation. Bei ihrem Anblick war ich entsetzt und es ging mir durch den Kopf, wie Menschen Mitmenschen so behandeln können. Zum Beispiel hatte ein ungefähr 17jähriger Junge nur einen Gummimantel als Bekleidung und dies im russischen Winter. An seinem ganzen Körper waren überall Geschwüre aufgebrochen. Er kauerte etwas geschützt in einer bereits ausgegrabenen Ecke und weinte den ganzen Tag vor sich hin.«⁴¹⁵ Raggl betont, dass er außer heimlich Trost zu spenden und etwas Essen zuzustecken, kaum Hilfe leisten konnte. Einer der jüdischen Zwangsarbeiter, ein Kaufmann, der etwas Deutsch sprach, zeigte ihm ein Foto seiner Familie. »Angesichts des ganzen Elends sagte ich einmal zu ihm, dass es in dieser Situation wohl besser wäre sterben zu können. Für mich die überraschende Ant-

wort: »Nein, nein, für uns ist die Sache noch nicht verloren!« Ich war erstaunt über diese lebensbejahende Aussage.«⁴¹⁶ Als der Rückzug weiterging, gab sich Raggl die Antwort auf seine Frage, welche Zukunft »diese armen Menschen« wohl hatten: »Keine ... Ihre Lebenschancen waren sicher sehr, sehr gering.« Raggl spürte nicht nur Mitleid und Unbehagen, seine Gedanken kreisten um Schuld und Verantwortung. Deshalb nahm er sich etwas vor: »Sollte ich jemals gesund nach Hause kommen, könnte ich mir vorstellen, als Sühne irgendwo Aufbauarbeit zu leisten.« Doch der Weg nach Hause war noch weit und vorerst ging es um das eigene Überleben.⁴¹⁷

Die Tiroler Bevölkerung hatte in ihrer Mehrheit dem Regime lange gehorcht und war ihm häufig mit Begeisterung gefolgt. Sie hatte viele Informationen über die Greuel, doch sie wollte sich die Barbarei nicht bewusstmachen. Wer nichts weiß oder vorgibt, nichts zu wissen, weder etwas geahnt noch gehört zu haben, muss keine Rechenschaft über sein Handeln ablegen und hat es nicht nötig, über individuelle Verantwortung nachzudenken. Wer aber wie Karl Raggl eingesteht, Ungeheuerliches gesehen zu haben, ist mit der Frage nach dem Handlungsspielraum des Einzelnen konfrontiert.⁴¹⁸

Die Menschen in Tirol interessierten sich in erster Linie für den Kriegsverlauf, das Schicksal ihrer Angehörigen, den Luftkrieg und das eigene Fortkommen. Mit der Zeit hatten sich die moralischen Maßstäbe verschoben, an der Front wie im Land stumpften viele ab, fanden normal, was nicht normal war. Jedenfalls war es im Zweiten Weltkrieg nicht um die Juden gegangen; weshalb sollte ihnen in der Erinnerung eine besondere Bedeutung zukommen? Politik und Gesellschaft zeigten nach dem Krieg wenig Neigung, sich mit dem Holocaust auseinanderzusetzen. Zu viele hatten zu schändlich gehandelt, zu viele waren in unterschiedlichem Maß an den Verbrechen beteiligt. Doch wäre es falsch, anzunehmen, die Tirolerinnen und Tiroler hätten deshalb die Leiden der jüdischen Nachbarinnen und Mitbürger zur Seite geschoben, weil Schuldgefühle und unerträgliche Erinnerungen sie bedrängt hätten. So wie in den übrigen europäischen Ländern standen die meisten Menschen hierzulande dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung gleichgültig gegenüber, ihre Erinnerungen kreisten um andere Themen: UNS sind die Bomben der Amerikaner auf den Kopf gefallen; UNSERE Väter, Brüder und Ehemänner sind nicht mehr vom Schlachtfeld zurückgekehrt, haben in der Gefangenschaft Unerträgliches mitgemacht; WIR haben nach dem Krieg gehungert und gefroren; WIR mussten wegen der Besetzung aus unseren Wohnungen und uns ihre Übergriffe gefallen lassen; WIR haben unsere Städte vom Schutt befreit und das Land wieder aufgebaut.

Was den Großteil der Tiroler Bevölkerung 1945 und in den Jahrzehnten danach bewegte, war nicht der Massenmord an den europäischen Jüdinnen und Juden. Es war das Gefühl der Nichtanerkennung der eigenen Leiden und die Abwehr von Verantwortung. Schuld an der Katastrophe war Hitler. Viele sahen in ihm nach 1945 einen Verbrecher, auch wenn er nach allgemeiner Ansicht gute Seiten hatte und das Leben in der NS-Diktatur, gehörte man nicht zu einer der verfolgten Gruppen, gar nicht so unangenehm gewesen war. Die Tiroler Gesellschaft stellte den Verführer Hitler in den Vordergrund und empörte sich darüber, was Hitler verbochen hatte. Gemeint war aber nicht ein Entsetzen über den Holocaust, gemeint war das Unglück, das er über die Tiroler und Österreicherinnen gebracht hatte.

Die Erfahrungen der jüdischen Bevölkerung, der Jenischen oder der Roma und Sinti aus dem Gedächtnis zu streichen, war schon deshalb nötig, um einen weiteren Nachkriegsmythos aufrechtzuerhalten. Den des ununterbrochenen Widerstandskampfes in Tirol und der Selbstbefreiung vom Nationalsozialismus. Die Tatsache, dass Tirol, gemessen an der Parteimitgliedschaft, höchste Zustimmungsraten zum Nationalsozialismus hatte, passte genauso wenig zu dieser selbstverordneten Identität wie der Umstand, dass drei Landeshauptleute der NSDAP beigetreten waren, zudem zahlreiche weitere Spitzenpolitiker von ÖVP und SPÖ, leitende Funktionäre von Kammern, Industriellenvereinigung, Gewerkschaft und Bauernbund. Doch selbst diese Erinnerungstäuschung teilen Tirol und Österreich mit den anderen europäischen Ländern: Auch sie überhöhten ihre antifaschistischen Widerstandsbewegungen, stellten ihre Heldentaten und das eigene Leiden in den Mittelpunkt; die vielfältigen Formen ihrer Kollaboration mit den deutschen Besatzern und die Mitwirkung an der Judenvernichtung bagatellisierten sie hingegen.

Tirol, Österreich und das Nachkriegseuropa wurden »auf einer vorsätzlichen Amnesie erbaut – Vergessen als Lebensform.«⁴¹⁹ Diese Amnesie wurde schließlich überwunden. Seit den 1990er Jahren hat sich ein institutionelles öffentliches Erinnern durchgesetzt, mit vielen Verdiensten und dem Versuch, die Opfer des Nationalsozialismus ins kollektive Gedächtnis überzuführen. In den letzten Jahren ist jedoch verstärkt festzustellen, dass bei Erinnerungsfeierlichkeiten ein realer Bezug auf die Geschehnisse der NS-Zeit und des Krieges immer stärker in den Hintergrund tritt. Stattdessen dominieren moralisierende Appelle ohne Wirkkraft und abstrakte Beschwörungen der Menschenrechte ohne Verpflichtung und Konsequenz. Die Regierung von ÖVP und FPÖ 2017/19 hat demonstriert, dass sich die engagierte Förde-

rung von Erinnerungskultur und eine konsequente Durchsetzung einer Politik gruppenbezogener Diskriminierung in Gesetzen, Verordnungen und medialer Präsentation keineswegs ausschließen. Ihre Vertreterinnen und Mandatare bis hinauf zum Kanzler haben in predigtähnlichen Gedenkreden Rassismus geächtet und ein »Niemals vergessen« beschworen. Denn es ist längst kein Widerspruch mehr: Sich einerseits an die millionenfache Flucht und Vertreibung während der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs mit hohem Mitteleinsatz öffentlich zu erinnern und andererseits von der Regierungsbank aus Flüchtlinge generell als Sozialschmarotzer zu denunzieren, Menschenrechtsorganisationen als Schlepperbanden zu kriminalisieren und eine Politik des Ausschlusses, der Angstmache und der nationalen Gefühlsaufwallung zu betreiben.

Geschichtliche Ereignisse lassen sich nie aus nur einer Perspektive erzählen, der Blick auf sie unterscheidet sich je nach Zeitpunkt und neu eingetretenen Geschehnissen, die bisherige Interpretationen als überholt erscheinen lassen. Die Vergangenheit verändert sich ständig, daher braucht es Historikerinnen und Historiker mit ihrer »nüchternen Leidenschaft für Fakten, Beweise und Belege«.⁴²⁰ Die Diskussion über die Bedeutung von Kriegsende, Nachkriegszeit und der NS-Herrschaft ist unabgeschlossen. Die Debatte, woran wir uns auf welche Weise zu welchem Zweck erinnern sollen, müssen wir nicht nur wiederholt führen. Wir müssen sie vor allem jeder Generation erneut vermitteln.